

BUCHBESPRECHUNGEN

Literatur und Mystik

Kurz, Paul Konrad (Hrsg.): Höre Gott! Psalmen des Jahrhunderts. Zürich, Düsseldorf: Benziger 1997. 288 S., DM 39,80

Es gibt Bücher, die man nicht als Rezensent lesen kann, sondern nur als Interessent. Dazu gehört diese von Paul Konrad Kurz herausgegebene Sammlung von Psalmen unterschiedlichster Autorinnen und Autoren des 20. Jahrhunderts „Höre Gott!“ Poesie sei „die knappste, am stärksten verdichtete Mitteilungsform menschlicher Erfahrung“, sagt Joseph Brodsky, sie biete „den höchstmöglichen Maßstab für jegliches sprachliche Unterfangen.“ Wenn heute die Informationen auf Datenautobahnen immer rascher und tosender an uns vorüberzischen, scheinen Gedichte darin verloren. Denn sie sind keine Informationsträger. Sie treten mit Medienangeboten nicht in Konkurrenz. Im Kommunikationsfluß sind sie vielmehr die Inseln, die zum Innehalten einladen.

Auf eine anspruchsvolle Fährte zu solchen Inseln lockt P. K. Kurz die Leserinnen und Leser. Die breit angelegte, ihresgleichen suchende Sammlung lyrischer Texte mit religiöser Thematik ist nicht thematisch angelegt, sondern chronologisch nach größeren Zeiträumen (ca. 1900–1950; 1950–1997) angeordnet. Jeder Versuch einer Inhaltsangabe würde dem Buch Gewalt antun. Doch erweist die Sammlung in den unzähligen Sprachbildern, im Formenreichtum, im Ton, in den unterschiedlichen Standorten, daß das 20. Jh. auch ein Jahrhundert der Sprachkünstler und darüberhinaus ein Jahrhundert der Sinnsuche ist. Wer sich davon mitnehmen läßt, wird einerseits gewahrt werden, daß das Ziel der Dichter die Wahrfähigkeit der Begegnung ist, insofern jedes Gedicht auf ein Du stoßen will. Darum wohl der treffende Titel: Höre Gott! Andererseits wehren sich die ganz und gar nicht gängigen Textbeispiele gegen eine voreilige Vereinnahmung und halten dazu an, die Sinnsuche der Künstler auszuhalten und mit zu buchstabieren. Wer also in den Sog der vom Herausgeber gelegten Fährte gerät, wird sich zuletzt nicht nur um Sprachbilder von großer Leuchtkraft bereichert sehen, sondern vielmehr noch um Ein-

blicke in das ins Wort Gefaßte, das dadurch lebensspendend wird, daß es die Grenze zwischen dem Sagbaren und dem Verstummen je und je anders wahr.

Ein Nachwort (259–279) wirft einen klärenden Blick auf die deutsche Psalmenrede im 20. Jahrhundert, vergewissert sich der Redeform der Psalmen in der biblischen und heutigen Literatur und gibt Rechenschaft über Aufbau und Auswahl dieses Bandes, der ein literarisches Lesebuch der Moderne ist, darin jedoch auch ein geistliches Lesebuch von ungewöhnlicher Inspiration. *Paul Deselaers*

Honigmann Barbara: Damals, dann und danach. München: Carl Hanser Verlag 1999. 136 S., DM 29,80

Barbara Honigmann, Tochter jüdischer Kommunisten, ist im sozialistischen Berlin aufgewachsen. Ihre Eltern hatten den jüdischen Glauben und das jüdische Brauchtum aufgegeben. Aus dem Londoner Exil schickte die Partei Georg Honigmann zum Aufbau des Sozialismus nach Berlin. Der Journalist arbeitete für die Nachrichtenagentur ADN, er wurde Chefredakteur der *Berliner Zeitung*. Kommunistische Ideen, nicht Geschichten der Bibel wohnten im Haus. Als die als Dramaturgin tätige Tochter ihren ersten Sohn gebar, setzte sie sich mit der Frage nach ihrer jüdischen Identität auseinander. In den siebziger Jahren schrieb sie sich in die jüdische Gemeinde ein, aus der die Eltern in den fünfziger Jahren ausgetreten waren. Sie lernte Hebräisch und studiert seither Bibel und Talmud in der Sprache. Es war zweifach schwer, in Ost-Berlin als bewußte jüdische Frau zu leben. Neben ihr war die Partei, die Religion ausschied, hinter ihr Auschwitz, das jedes Gespräch belastete. Die nicht tilgbare deutsche Vergangenheit verband sich symbiotisch mit der jüdischen Gegenwart. Die zwanghafte Symbiose hinderte ein freies Zusammenleben. Deshalb zog Barbara Honigmann mit ihrem Mann (einem Physiker) und den Söhnen 1984 ins quartier juif nach Straßburg. Gegen zwanzigtausend Mitglieder zählt die jüdische Gemeinde, unter

ihnen viele aus Nordafrika geflohene Sefariden.

Als Autorin wurde Barbara Honigmann durch ihren autobiografisch grundierten *Roman von einem Kinde* (1986) bekannt. Ihr nunmehr viertes Buch *Damals, dann und danach* sucht „Worte für die zerstreuten Erinnerungen“. Die Eltern haben ihr die Vergangenheit der Familie vorenthalten. Sie dachte oft, „warum darf jeder seine Geschichte erzählen, nur wir nicht unsere“. Nachdem sie sich als Jüdin bekannte, wollte sie ihre Geschichte kennen und erzählen dürfen. Sie machte sich auf die Suche nach ihren jüdischen Vorfahren, erzählt Fragmente ihrer Geschichte aus Berlin, ausdrücklich jüdische Erfahrungen in Straßburg. Die verlassenen Gräber der Großeltern liegen in London, der Geburts- und Sterbeort ihrer Mutter in Wien, das als jüdische Stadt untergegangen ist. Honigmanns Thema ist jüdische Existenz in der Fremde. Judentum und Schreiben (auch Malen) sind ins Zentrum ihres Lebens gerückt. Sie ist eingetreten in das Tora-Judentum, weil sie Identität braucht und diese Identität eine erregende Geschichte ist. Mit Elsässern und zugezogenen jüdischen Freundinnen, wie sie Frauen mittleren Alters mit erwachsenen Kindern, trifft sie sich regelmäßig zu Lektüre und Gespräch. Sie sind froh, eine Religion zu haben, in der die Menschen „Gott nicht in der Askese und auch nicht in der Ekstase suchen müssen, sondern im normalen Leben“. Die Freundinnen wissen sich „dem Land Israel verbunden, aber nicht verpflichtet, und manchmal können wir es auch einfach nicht so richtig ernst nehmen“. Sie fühlen sich „in der Zerstreuung zu Hause, schmerzlich zwar“, aber zuinuerst erfüllt von Sehnsucht und Heimweh „nach einem Ort, den wir nicht kennen, und nach einer Zeit, die wir uns nicht einmal vorstellen können“. Es wäre der Ort und die Zeit des Messias. Die jüdische Sehnsucht als Erfahrung von Gegenwart.

Barbara Honigmann schreibt als Jüdin deutscher Sprache in Frankreich. Ihre „ganze Existenz“ hat nicht aufgehört, „ein Leben zwischen hier und dort zu sein, eine Art Doppelleben, einen Zwiespalt zwischen meinem Jüdischsein hier und meine Arbeit dort (d. i. in Berlin)“. Die Freundinnen in Berlin wollen ihr Jüdischsein nicht verstehen, in der jüdischen Gemeinde hier interessiert ihr Künstlersein nicht. Der Zwiespalt, das Bedürfnis sich behaupten zu müssen, ist einer der stärksten An-

triebe zum Schreiben, oft auch der Religion. Eine pointiert theologische Fragestellung nach dem Verhältnis des jüdischen Gottes zu dieser Welt ist in den Erzählungen noch nicht zur Sprache gekommen. vielleicht dürfen wir eines Tages erfahren, wer und was denn dieser jüdische Gott ist, der die Lebensenergie gläubiger Juden antreibt, welche Erfahrungen sie mit ihrem Tora-Gott in seiner, ihrer Diaspora-Geschichte machen, – wo die Aufgeklärten hierzulande meinen, den in die Geschichte wirkenden leugnen zu müssen und Konsumenten ihn einfach ins Abseits stellen.

Paul Konrad Kurz

Boehme, Katja: Gott aussäen. Zur Theologie der weltoffenen Spiritualität bei Madeleine Delbrêl. Würzburg: Echter 1997. 311 S., DM 48,00

Die biographischen Zeugnisse, die Schriften und die Sprache Madeleine Delbrêls (1904–1964) auf die theologischen Voraussetzungen und Grundmuster abzuhorchen, um so die Glaubensentwicklung und Grundlinien im Leben und Denken dieser Frau beschreiben zu können, in der sich Zeit- und Kirchengeschichte dieses Jahrhunderts verdichten, ist Ziel dieser beeindruckenden Dissertation.

Im ersten Teil (9–90) wird die Glaubensbiographie Delbrêls ansichtig, gebündelt in den vier zentralen Stichworten „Bekehrung, Evangelium als Lebensregel, die gewählte Lebenswelt, Kirche-sein“, denen je eigene Kapitel gewidmet sind. In ihnen wird der sozial- und kirchengeschichtliche Hintergrund differenziert und plastisch eröffnet, immer in deutlicher Rückbindung an die unterschiedlichen Textgrundlagen. Der ausführliche zweite Teil (91–279) folgt den vier Stichworten und expliziert das besondere Profil der Grundraster. Nicht die Gotteserfahrung ist dabei Gegenstand der Abhandlung, sondern ganz im Sinne Delbrêls die Konsequenzen aus der Gotteserfahrung. Ermöglicht ist diese Erarbeitung aufgrund der überragenden Gabe Madeleine Delbrêls, die Grundpfeiler ihrer Spiritualität verschriftlichen zu können. Dieser zweite Teil mit dem programmatischen Titel „Gelebter Glaube als Theologie“ zielt auf das letzte Kapitel, in dem die Glaubensexistenz „als Sendung der Kirche“ reflektiert wird. Daß das alles andere als konformistisch gemeint ist, erweist die Entfaltung der biographischen und

theologischen Grundlinien der Spiritualität Delbrêls. Die Bekehrung, die sie als existentielles Ergriffensein durch das personale Begegnungsgeschehen mit Gott erfahren hat in der spezifischen Gestalt des Geblendetseins vom Mysterium Gottes, verlängert sich hin zu Verwandlung des Christen in ein lebendiges Evangelium. Diese inkarnatorische Dimension läßt, weil der Glaube sich erst im Menschen realisiert, konkreten Weltbezug und geschichtliche Dimensionen gewinnen. Allein aus der kirchlichen Gemeinschaft speist sich dieser Glaube, der ganz auf die Erlösungswirklichkeit ausgerichtet ist. Je tiefer im Zentrum der Gottesanbetung und in der Kommunikation mit Jesus Christus, desto mehr Mut und Kraft werden freigesetzt, im gelebten Glauben und missionarischen Zeugnis bis an die Peripherie menschlicher Lebensverhältnisse zu gehen: in dem von dieser Spannung durch und durch geprägten kraftvollen Leben scheint M. Delbrêl konsequent auf.

Von ihrem Weg und Werk her möchte die Arbeit zuletzt Hilfen zum lebendigen Christsein vermitteln. Damit ist der rein akademische Rahmen einer Dissertation zwar durchbrochen, doch im klassischen Sinn genau das Ziel einer wissenschaftlich-theologischen Arbeit erreicht. Diesem Ziel kommen Anlage, Art, Methode und Ergebnis dieser Studie zu Hilfe. In einfühlsamer, öffnender Sprache geschrieben, ist sie darauf angelegt, M. Delbrêl selbst in ihren Texten und Sprachen kommen zu lassen aus dem Hintergrund ihrer Lebenszeit und deren theologischen Strömungen und Diskussionen. In kluger Unterscheidung von Semantik und Intention kommt die Verfasserin in ihren historischen und theologischen Analysen, in umsichtiger Vernetzung der Kapitel und stets vornehmer Auseinandersetzung mit anderen Positionen, mit Hilfe ihrer Darstellungskraft zu dieser Vermittlung des Lebenszeugnisses von M. Delbrêl, die als Modellgestalt zukünftigen Christseins gelten kann. Wird die unterschiedene Einheit von Biographie/Spiritualität und Theologie am Weg und Werk der französischen Sozialarbeiterin und Mystikerin einerseits erschlossen, so bringt diese Arbeit selbst andererseits die Prolegomena christlicher Existenz entschieden und diskret werbend ein. *Paul Deselaers*

Sudbrack, Josef: Wie ein Kranz aus blühenden Blüten. Zeugen vom Reich-

tum christlicher Mystik. Freiburg/Schweiz: Kanisius 1999. 142 S., kart., DM 29,80

Von der langen Liste Sudbrackscher Veröffentlichungen – größtenteils über Mystik und Spiritualität – nimmt man eher zögernd *noch* eine Publikation in die Hand. Hier sollte man es aber tun. Abgesehen vom ungewöhnlich schmalen Umfang ist das Bändchen hilfreich: für solche, die noch gar nichts wissen über Mystik, aber auch für solche, die meinen, sich schon ganz gut auszukennen auf diesem weiten Feld.

Es geht um *christliche* Mystik bei diesem Blütenkranz, und der ziemlich poetisch klingende Titel verspricht, besonders mit seinem Untertitel, nicht zu viel: Zeugen vom Reich-tum christlicher Mystik bringen facettenreich und eindrucksvoller als lange Abhandlungen zu Bewußtsein, was Mystik für den Christen ist. Daß dem kundigen Durchblick durch viele Jahrhunderte als Maßstab für das Ganze das „Wesen christlicher Mystik“ (I) vorangestellt wird und der biblische Jesus als deren Wurzel (IV) das Ganze abrundet, bietet das theologisch zuverlässige Fundament für die konsequent durchgehaltene Eindeutigkeit des Christlichen. Die „Wolke“ der Zeugen durch die christlichen Jahrhunderte – christliches Altertum (II), Mittelalter (III), Neuzeit (IV), Ausblick in die Zukunft (V) – werden mit bemerkenswertem Detailwissen gezeichnet. Daß dann von den Grenzerfahrungen eines Teilhard de Chardin und – noch einmal ganz anders – eines Henri Le Saux Brückenköpfe sichtbar werden für einen fruchtbaren Dialog zwischen den Religionen, scheint dem Rez. besonders wichtig.

Umso mehr ist zu bedauern, daß Zeugen christlicher Mystik aus dem evangelisch-reformatorischen Bereich ganz fehlen. Der Sache nach – wenn auch erst zögernd mit der Bezeichnung „mystisch“, Mystik“ – gehörten sie m.E. unbedingt dazu. – Außerdem: Kann man christliche Mystik gleichsetzen mit „Gipfel-vollzug menschlicher Würde“ (so z. B. S. 11)? Nicht im Elitären, sondern im Alltag, „in der vollen Diesseitigkeit“ suchen eine Madeleine Delbrêl, ein Dietrich Bonhoeffer die Glaubensgewißheit Seiner – Gottes – Gegenwart – was wäre das anderes als christliche Mystik? Vielleicht nicht zu vermeiden im beengten Taschenbuchformat sind Verkürzungen von Zi-

taten; sie erschweren aber das Weitersuchen und das Einordnen in zugehörige Zusammenhänge. Und ein Letztes: Hier und da ist man versucht, bei allzu sicheren oder auch „gekonnten“ Formulierungen schüchtern zu fragen, ob hier letztlich der vielbelesene Beobachter zu Wort kommt oder der Mit-Betroffene (selbst bei einem hl. Augustinus kann gelegentlich diese Frage aufsteigen).

Insgesamt möchte man vielen den kleinen Band in die Hand geben. Er kann wesentliche Fragen klären, Brücken bauen, anregen zu noch eingehenderer Vertiefung und, vor allem, einen Glauben auf den Plan rufen, der unter die Haut geht und also Leben prägt.

Corona Bamberg OSB

Dyckhoff, Peter: Finde den Weg. Geistliche Wegweisung nach Miguel de Molinos. München: Don Bosco 1999. 360 S., geb., DM 29.80

Dieses Buch ist auch deshalb erwähnenswert, weil es an die Auseinandersetzung über die kontemplative Phase der ignatianischen Exerzitien erinnert, die im Jahre 1998 in GuL geführt wurde (vgl. die Beiträge von F. Jalics, W. Lambert, J. Sudbrack u. a.). Der Herausgeber P. Dyckhoff bietet hier eine deutsche Übersetzung der geistlichen Wegweisung („Guia espiritual“) des spanischen Theologen und Mystikers Miguel de Molinos, die aber nicht wissenschaftlich, sondern einfach und verständlich sein will. Jener schrieb sein Hauptwerk im Jahre 1675 in Rom und war der Überzeugung, daß nur ein rein passives Gebet – das Ruhegebet – zu spiritueller Vollkommenheit führt (34), und er erklärte ausdrücklich, daß er niemals die jesuitische Gebetslehre angreifen, sondern nur einen anderen Weg anbieten wollte (352). In mancher Hinsicht ist seine Schrift mit der „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen vergleichbar.

Molinos wurde einerseits von vielen als heiligmäßiger Seelenführer hoch verehrt, andererseits jedoch heftig bekämpft und von Inquisitoren verfolgt. P. Dyckhoff deutet in seinen historischen Informationen einiges davon an, wobei die Einzelheiten allerdings nicht genauer belegt werden, z. B. der Neid der Jesuiten (349). Es können politische Intrigen (Ludwig XIV.) gewesen sein, auf Grund welcher der Mystiker 1685 als „Quietist“ verurteilt worden ist und bis zum Tode 1686 eingekerkert blieb.

Der hier vorliegenden deutschen Ausgabe seiner „Wegweisung, um den inneren Frieden zu erlangen“ sind vier „Einsichten“ vorangestellt, die Einblick in verschiedene Arten des Betens gewähren und eine Reflexion eigener Erfahrungen ermöglichen wollen. Das Buch als ganzes aber möchte allen Begleiter sein, die auf ihrem geistlichen Weg Mut, Bestätigung oder Korrektur benötigen (7). Ob dieses große Ziel (auch wenn ein Leser der Empfehlung des Herausgebers folgt und die umfangreiche Schrift nicht unter Zeitdruck konsumiert) tatsächlich so einfach zu erreichen ist? Molinos selbst bringt die Gefahren geistlicher Literatur durchaus zur Sprache und hält es für ratsam, sich in geistlichen Fragen einem Menschen zuzuwenden, der unser Vertrauen besitzt (164–173). Dieses Anliegen aber wird vom Herausgeber nirgendwo betont, so daß die Probleme des „Ruhegebetes“ nur ungenügend in den Blick kommen. Wer den wahren Gott finden und in sich wirken lassen will, der darf jedenfalls nicht in absoluter Tatenlosigkeit und Passivität verharren. Er wird sich immer wieder um „Unterscheidung der Geister“ bemühen.

Franz-Josef Steinmetz SJ

Jäger, Willigis: Geh den inneren Weg. Texte der Achtsamkeit und Kontemplation. Freiburg: Herder 1999. 195 S., kt., DM 16,80

Der Dialog mit W. Jägers Kontemplationslehre hat nach Prof. Fraling die Schwierigkeit, daß dieser mit der „Aufhebung aller Pluralität“ (GuL 1999, 225–228), auch der von Gott und Mensch, alles rationale Denken grundsätzlich diskreditiert. Die Texte, die Jäger als Zeugen seiner „Religiosität“ vorlegt, geben aber zu denken. Vielfach wird Dionysius Areopagita aufgerufen: doch kein Text stammt von ihm, es sind nur sogenannte „Meditationen“ von heute. Der „Cherubinische Wandersmann“ wird ausgeschlachtet, aber unterschlagen, daß Angelus Silesius in der Einleitung betont, „daß deß Urhebers Meinung nirgends sey, daß die Menschliche Seele jhre Geschaffenheit solle oder könne Verlihren und durch die Vergöttung in Gott oder sein ungeschaffenes Wesen verwandelt werden: welches in alle Ewigkeit nicht seyn kann.“ Die „Zeugnisse“ sufistischer Mystiker, von Rumi und anderen, legen eine zugrundeliegende, typisch „intellektuelle“ Vereinnahmung offen. Die mode-

ren Forschung (vgl. die von Jäger angeführte A. Schimmel) hat längst den Irrtum widerlegt, der im Einfluß des pantheisierenden Deutschen Idealismus die Texte als Zeugnis der Verschmelzung mit dem Absoluten las. Doch sie bekunden einfach hin in hoher Poesie eine Liebes-Einheit mit Gottes Du: „Ich vergesse mich und alles andere im Blick auf Dich.“ Selbst Al-Hallajs berühmter Ausruf: „Ich bin die absolute Wahrheit!“, ist von seinem eindeutigen Bekenntnis zur absoluten Transzendenz Gottes her als poetischer Ausdruck der Liebeserfahrung zu verstehen. Wem der Zugang zur Poesie fehlt, sollte wenigstens die Fachleute beachten, die in Kenntnis von Sprache und Mentalität zeigen, daß die frühe sufistische Mystik – wie auch viele andere „Zeugen“ Jägers – für die Erfahrung der „Aufhebung aller Pluralität“ nicht in Anspruch genommen werden darf.

Josef Sudbrack SJ

Baumert, Norbert / Bially, Gerhard (Hrsg.): Pfingstler und Katholiken im Dialog. Die vier Abschlußberichte einer internationalen Kommission aus 15 Jahren. Düsseldorf: Charisma-Verlag 1999. 95 S., kt., DM 9,80

Zu wissen ist: Es geht um die Pentecostals, die vierte Kraft im Christentum neben den Kirchen der Reformation, der Orthodoxie und des Katholizismus. Je nach Berechnung zählen sie weit über 30 Millionen Mitglieder. Sie sind aber schwer auf einen Nenner zu bringen und haben deshalb auch Schwierigkeiten mit dem „Ökumenischen Rat der Kirchen“ in Genf. Ihr Beitrag zum christlichen Glauben ist die Erfahrung des Hl. Geistes, die – gleichsam gebändigt – auch von den Charismatischen Bewegungen gepflegt wird. Von dort her wurde vorliegender Dialog initiiert, dessen Abschlußberichte vorliegen. Offenheit und gegenseitige Hochachtung bei allen tiefen, bleibenden Unterschieden zeichnet den Dialog aus.

Zuerst geht es um die „Taufe im Heiligen Geist“: Ist die Wassertaufe durch ekstatische Geisterfahrung, genannt „Geisttaufe“ abzulösen? Trotz des grundsätzlichen „Nein“ unterstreicht der katholische Partner die Bedeutung des ganzheitlichen, von Gottes Geist getragenen „Ja“ zur Taufgnade, was pfingstlerisch gepflegt wird. Der nächste Bericht setzt beim „Zungenreden“ als Kriterium dieser „Geisttaufe“ an; dabei wird sichtbar, wie wichtig für

den katholischen Partner Institution und wort-hafte Bindung an die Botschaft des Christseins sind. Im dritten Bericht über die Basis-Gemeinsamkeit im christlichen Glauben unterstreichen die pfingstlerischen Teilnehmer Diskontinuität und Brüche in der kirchlichen Tradition und betonen daher die Spontanität der (vom Geist getragenen) Neuaufbrüche. Der letzte und längste Bericht dokumentiert die gegenseitige Achtung bei allen Unterschieden: Beide Seiten stehen zur christlichen Pflicht, den anderen Partner zu „evangelisieren“, also zu missionieren, zur eigenen Wahrheit zu bekehren. Gewarnt wird natürlich vor Prosyletismus, also unsauberen Bekehrungsversuchen. Zum Schluß steht mit der Aufforderung zum gemeinsamen Gebet die Zuversicht, „daß der Geist uns ruft, unsere jetzigen Trennungen hinter uns zu lassen“.

Mir scheint, solche ehrlichen Begegnungen sind fruchtbarer als manche verwaschene Einheitsproklamation.

Josef Sudbrack SJ

Wilken Clemens: Briefe ins Jenseits. Frankfurt a. M.: Haag und Herchen 1998. 113 S., brosch., DM 18,-

Der Vf., dessen „Liebesbriefe Gottes“ schon in GuL 1997, 236 rezensiert wurden, möchte mit diesem neuen Versuch vor allem denen helfen, die um den Tod eines Angehörigen trauern. Seine „Briefe ins Jenseits“ sind zwar an etwa 50 Verstorbene gerichtet, aber nicht so sehr an „berühmte Persönlichkeiten“ wie in dem bekannten Buch von Albino Luciani (Johannes Paul I.) sondern an solche aus unserer alltäglichen Umgebung; und gelesen werden sollen sie eigentlich von ihren Freunden und Verwandten, also von jenen, für die das Abschiednehmen zuweilen ein langer, schmerzlicher Prozeß ist.

Daß diese Briefe aus konkreten Begegnungen mit Suchenden und Trauernden entstanden sind, ist deutliche zu spüren. Einfühlsam und gefühlsbetont bringen sie zahlreiche Themen zur Sprache, die viele Menschen angesichts der Geheimnisse eines Lebens nach dem Tod bewegen. Vermutlich werden manche Leser ihre persönlichen Verluste (Nachbarin, Vater, Mutter, Schwester, Bruder, ein geschiedener Mann, ein ungeborenes Kind usw.) oftmals ganz anders empfinden und beschreiben. In den meisten Fällen jedoch können diese Briefe tatsächlich eine subjektive Anregung sein, mit

dem Vf. davon zu träumen und fester daran zu glauben, daß „die göttliche Liebe im Diesseits und Jenseits alles erwärmen, beglücken und befruchten kann, was sich ihr öffnet“ (11).

Ein großer Teil der Briefe (z. B. an einen Bischof, eine Ordensfrau, einen verheirateten Priester, eine Kommunistin, Marilyn Monroe, Camilo Torres, Lady Diana, Maria Magdalena usw.) scheint nicht so sehr dem Todesmyste-

rium gewidmet zu sein, als vielmehr der teilweise berechtigten Kirchenkritik. Da fühlt man sich eher an moralisierende Predigten erinnert als an Trostworte in Leid und Trauer. Es wäre besser gewesen, wenn der Autor diese beiden Anliegen strenger auseinandergehalten und nicht gemeinsam, sondern getrennt behandelt hätte.

Franz-Josef Steinmetz SJ

In Geist und Leben 6–1999 schrieben:

Eugen Biser, geb. 1918, Dr. phil., Dr. theol., Univ.-Prof. em., Guardini-Preis 1997. – Religionsphilosophie, Glaubenstheorie, Anthropologie, Literatur, Kunst, Musik.

Clemens Dreike, geb. 1967, lic. phil., Kaplan, Priester der Diözese Köln. – Literatur, Kunst, Musik.

Manfred Fritsch SJ, geb. 1959, M. A., Kaplan, Kunsthistoriker, Musikwissenschaftler. – Gregorianischer Gesang, Architekturgeschichte, Barockkunst.

Georg Glonner, geb. 1964, verh., Dr. theol., freischaffender Autor, Theologe. – Exegese, Psychologie, Kunstgeschichte, Kirche in der modernen Gesellschaft.

Marianne Heimbach-Steins, geb. 1959, verh., Dr. theol., Universitätsprofessorin. – Christliche Sozialethik, politische Ethik, theol. Frauenforschung.

Elisabeth Hense, geb. 1957, verh., Drs. (niederl.), Theologin, wissenschaftl. Mitarbeiterin am Institut für Spiritualität in Münster und Nijmegen. – Christliche Spiritualität und Mystik.

Klaus Scholtissek, geb. 1962, Dr. theol. habil., Priester der Diözese Münster, Lehraufträge, Exerzitionen, Seelsorge. – Neues Testament, Spiritualität.

Josef Sudbrack SJ, geb. 1925, Dr. theol. habil., Schriftsteller, 1979–1986 Chefredakteur *GuL*. – Mystik, Spiritualität, Exerzitionen.